

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 39 [i.e. 42] (1960)
Heft: 16

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58

Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 32 68 17, Postcheckkonto VIII 1027

Erscheint jeden Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Buchhändlern. Abonnements-einzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 17 Rp. Reklamen: 50 Rp. — Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. — Inseratenschluss spätestens am Montagabend.

OSTERN

Es ist die Aufgabe der christlichen Kirche, in ihren Gliedern das Gedächtnis des Herrn Jesus Christus zu wecken und lebendig zu erhalten. Die Fülle des Geschehens in Christus aber hat dazu geführt, die einzelnen Geschehnisse auch auf bestimmte Zeiträume zu verteilen, und somit ist mit der Zeit das Kirchenjahr, sind die kirchlichen Festtage, Weihnachten, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten entstanden. Ostern ist das älteste Fest der Christenheit und während den ersten drei Jahrhunderten das einzige kirchliche Fest, das in der ganzen Kirche gefeiert wurde. In der Urchristenheit war zunächst jeder Sonntag Ostertag, Auferstehungstag, darum Tag des Herrn (lies Dominicus = Dimanche). Schon früh wurde dann der jährliche Auferstehungstag besonders gefeiert und mit der Zeit zum Osterfestkreis erweitert, zeitlich nach vorn durch die Passionzeit und zurück durch die sogenannte Jubelzeit, die mit dem Pfingstfest abschloss.

Entgegen unserem Volksempfinden ist das Osterfest das wichtigste Fest der christlichen Kirche. Was wäre Weihnachten ohne Ostern, wenn Christus nicht auferstanden wäre? Die armselige Geburt eines Kindes armer Leute, das zwar zu Grossmutter berufen schien, aber dessen Leben und Lebenswerk nach drei Jahrzehnten jäh scheiterte. Was wäre Karfreitag, der ja oft als der wichtigste Feiertag gilt, ohne Ostern? Ganz einfach: die Katastrophe Gottes. Denn dann hätte die Macht des Bösen, der Vernichtung und des Todes über die Hilfe Gottes gesiegt. Karfreitag ohne Ostern wäre die Absetzung Gottes durch den Menschen, die Proklamation: «Gott ist tot; Mensch hilf dir selber; Gott kann dir nicht helfen».

Karfreitag ohne Ostern wäre aber auch die Katastrophe für den Menschen. Wenn Christus nicht auferstanden wäre, dann wäre der Tod die letzte Macht über unser Leben, dann gäbe es keine Hilfe und keine Vergebung. Darum ist und bleibt dies die wichtigste Botschaft des Evangeliums: Nun aber ist Christus auferweckt worden von den Toten. Er ist auferstanden. Er ist wahrhaft auferstanden.

Ostern ist die Proklamation des Sieges Gottes über die Macht der Sünde und des Todes. Viele moderne Menschen können mit dem Osterfest nicht viel mehr anfangen als im Frühlingserwachen der Natur das Symbol des Lebens sehen. Das Unerklärliche an dem Geheimnis der Auferstehung Christi, aber auch die Tatsache, dass der Sieg Gottes über die Sünde und den Tod in dieser Welt noch so wenig ist, machen, dass wir oft keine rechte innere Beziehung zum Ostergeschehen haben. An Ostern glauben aber heisst, in und über aller Todesnot eine lebendige Hoffnung haben, dass Er — Christus —, der Erstling der Auferstandenen, auch uns auferwecken wird zum ewigen Leben. Das heisst darum auch, dass all unsere grossen und kleinen Ängste, unsere Lebensangst und Todesangst überwunden werden dürfen durch das Vertrauen zu dem Herrn, der die Welt überwinden hat. An Ostern glauben heisst in allen Nöten und Sorgen unseres Lebens immer wieder getrost werden und bleiben im Vertrauen zum lebendigen Herrn, der unser Leben führt und leitet, und dessen Kraft auch in den Schwachen mächtig ist. Solcher Osterglaube macht frei, froh und getrost. Um solchen Osterglauben dürfen wir ihn bitten.

fenstern liegend, lustig mit ihren Korinthenäugeln die Vorbeigehenden anschauen. — Wir Kinder warteten mit Ungeduld auf die sechste Woche des Fastens; denn während der sechsten Woche gab es den Palmbasar, einfache «Palme» — «Werba» — genannt. Die «Palme» fand zu meiner Zeit in Petersburg auf der Newsky-Perspektive statt, wo viele Kioske gebaut wurden. Was es da nicht alles zu kaufen gab! Eine Menge billiges Spielzeug, künstliche Blumen, bunte Luftballons, allerhand Süßigkeiten mit dem in allen Kiosken üblichen «Fastenzucker» in allen Farben, und Palmbüschel mit dem darin auf buntem Papier befestigten Wachsköpfchen eines Cherubins. Da gab es auch Wunderdinge, wie z. B. «böse Schwiegermutter», welche aus einer Art Röhre herausprangend die Zunge zeigte, und andere interessante Kunststücke. Erfindungsreiche Menschen bemüht sich, für diese Zeit immer etwas Neues und Amüsantes auszudenken. Ich erinnere mich, welchen Erfolg der «Amerikanische Glasbewohner» hatte, der von allen — gross und klein — gekauft wurde. Es war ein mit leicht gefärbtem Wasser gefülltes Probierrohrchen, in dem ein kleines Glas-Teufchen schwamm. Die Öffnung der Röhre war mit einer dünnen Gummischicht überzogen, und wenn man auf denselben mit dem Finger drückte, begann sich das Teufchen, wie im Tanz, zu drehen und auf und nieder zu steigen. — Zur «Palme» gingen nicht nur die Kinder mit Vergnügen, sondern auch die Erwachsenen. Dieser Basar dauerte eine Woche lang, und an diesen Tagen sah man in der ganzen Stadt das Publikum mit Händen voll Palmbüscheln, künstlichen Blumen und allerhand Sachen, die nur auf dem Palmmarkt zu kaufen waren, herumhengen. Wir Kinder kauften alles, was uns unser «Kapital» nur irgendwie erlaubte, wofür wir das ganze Jahr sammelten und jeden Groschen sorgfältig in unsere Sparbüchsen einwarfen.

Am Palmsonntag führte man uns zum Abendgottesdienst, der besonders feierlich war, in die Kirche, wo alle Betenden mit Palmen in den Händen standen. Der Priester weichte grosse Büschel von Palmen und verteilte die Zweiglein unter die Anwesenden. Diese Zweiglein wurden nach Hause gebracht und ehrfurchtvolll in den Ikonen gelegt. Da näherte sich schon die siebente — die Pas-

Von allen Türlen

Von allen Bergen zutale
ist ein Leuchten erwacht,
flammende Frühlingsfale
durch die Osternacht!

Von allen Türlen zusammen
läutet es landhinein —
Herz, mit Glocken und Flammen
bricht der Frühling ein!

LULU VON STRAUSS UND TORNEY

Gross-Fasten und heiliger Ostersonntag im alten Russland

(Nach Erinnerungen meiner 94jährigen Mutter Alexandra Tjakakova)

Ich denke, dass sich im jetzigen Sowjetrussland wenige Kinder finden werden, welche wissen, was Gross-Fasten ist, wann es anfängt, wie lange es dauert und in was es sich von den gewöhnlichen Tagen unterscheidet. Aber wir Kinder der alten Zeit wussten es ganz genau.

Das Gross-Fasten, welches sieben Wochen dauerte, begann gleich nach der Faschachtswoche oder «Butterwoche», wie sie in Russland genannt wurde; an deren letzten Tagen es Brauch war, zu Verwandten zu gehen und sich gegenseitig um Verzeihung zu bitten für alle Beleidigungen, die man einander — mit oder ohne Absicht — angetan hatte. Während der Fastenzeit ging man nicht zu Besuch — nicht einmal zu den Verwandten. Zu meiner Zeit wurde diese Regel schon nicht mehr so streng befolgt: Bekannte hat man wohl nicht eingeladen, und alle Theater waren geschlossen — doch die Verwandten sahen sich manchmal trotzdem. Meine Grossmutter erzählte, dass sie während diesen sieben Wochen, ausser dem Gang zur Kirche und auf den Markt, wie sie Lebensmittel zu kaufen pflegte, nie aus dem Hause ging. — Die Mutter und unsere Kinderwärterin sagten uns Kindern von den Leiden Christi in diesen Tagen und befahlen uns, uns leise zu benehmen und nicht auszulassen zu sein. Wir hörten ihnen aufmerksam zu und waren bemüht, soweit es in unseren Kräften stand, artig und still zu sein.

Vom Montag der ersten Woche des Fastens an — «Reinmontag» genannt — hörte man in allen Kirchen der Stadt ein wehmütiges Kirchengeläute;

die orthodoxen Leute begannen zu beten und zu fasten. In unserer Familie wurde das Fasten sehr streng befolgt, und die Kinder sollten sich dieser Vorschrift auch fügen: Während der ganzen sieben Wochen ass man bei uns kein Fleisch, keinen Fisch, keine Milch-Produkte, dafür wurden aber köstliche Pirogen mit Weisskaut, Reis, Pilzen, gelben Rüben, Äpfeln und Konfitüre gebacken. Es wurden auch herrliche Salate, Kartoffelkoteletten und verschiedene andere «Fastenspeisen», alles mit Pflanzenöl, zubereitet.

In der ersten Woche gingen die Erwachsenen täglich zur Kirche und bereiteten sich vor Beichte und zum Abendmahl vor. Wir Kinder wurden auch oft mitgenommen. Mir gefiel besonders das Gebet «Gott und Herr meines Lebens», wenn der Priester und alle Anwesenden sich dreimal auf die Knie niederliessen. Dieses Gebet wurde nur in der Fastenzeit gelesen.

Der 9. März des alten russischen Kalenders war der erste Frühlingstag, der gewöhnlich auf den Anfang des Fastens fiel. An diesem Tag wurden «Lerchen» gebacken — kleine Brötchen, welche die Lerche darstellen sollten, die zu dieser Jahreszeit aus den wärmenden Ländern zu uns geflogen kam. Morgens brachte die Kinderwärterin eine ganze Schüssel voll dieser Brötchen zum Frühstück ins Speisezimmer mit den Worten: «Die Lerchen sind wieder da!» Diese Brötchen waren sehr zart und schmackhaft, mit Korinthen an Stelle der Äugen, die wir sofort herausstocherten. «Lerchen» wurden auch in allen Bäckereien gebacken, wo sie, in den Schau-



Ostertisch im alten Russland

Die Osterdose

Die Lehrerin spürte, dass sie nach langem Bemühen das Herz der störrischen zwölfjährigen Monique endlich gewonnen hatte; sie war vor allem darüber glücklich, in welcher Weise die innere Befreiung dieses vereinsamt gebliebenen Kindes sich auf sein ganzes Wesen auswirkte. Als Fräulein Haller krank war und die Schüler und Schülerinnen der Privatschule sie abwechselnd besuchen durften, kam auch Monique Manz in das Zimmer, die Lehrerin zu begrüßen. Während die andern ausnahmslos wie Erwachsene höflich «Guten Tag» und «Wie geht es Ihnen, Fräulein Haller?» zu ihr gesagt hatten, stand die schmächtige Monique mit dem wirren Haar über dem schmalen Gesicht einfach da und sagte kein Wort. Doch die Lehrerin sah wohl, wie alle mütterliche Zärtlichkeit dieses fröhlichen und nervösen Mädchens zum Ausdruck drängte, wie eine in viel Zurückgesetztheit lange geübte Abwehr ihm aber im Wege stand, sich zu äussern. «Liebe Monique», sagte Fräulein Haller heiter, «so komm näher! Gir mir die Hand!» Impulsiv warf sich das Kind der Lehrerin, die in der Ecke einer Couch geborgen sass, in die Arme. «Nun, was ist denn, Monique? Geht es nicht?», fragte die Lehrerin die kleine Schluchzende. «Es ist alles so... so... schwierig. Alles», sagte das Mädchen, sich aufrichtend. «Hat die Mama geschrieben? Monique schüttelte den Kopf, interessiert — so dass es der Lehrerin auffiel — auf eine sechseckige Dose aus Meissner Porzellan, die auf dem Schreibtisch stand, schauend, Ahnen oder Erkennen in der Tiefe des Blicks. «Die Mama nicht?», sagte sie, immer noch mit den Augen bei der Dose. «Aber Papa. Er will mich besuchen. Darf er? Ich habe die Direktorin noch nicht... fragen... können... Fragen wollen, willst du wohl sagen?»

Monique nickte. Fräulein Haller verstand, dass es diesem verschüchterten, unter den wohlhabenden Mitschülern sich recht fremd fühlenden Vogel schwerfallen musste, das der Schule vorstehende, wenig verständnisbegabte Fräulein Stieryl um etwas zu bitten. «Ich werde für dich fragen, Monique. Das Kind strahlte auf. «Oh», sagte es, «ich danke Ihnen! Wann wird dein Vater kommen? — Fräulein Haller, ich bringe Ihnen den Brief.» «Ja, das ist gut. Willst du ihn jetzt holen oder willst du ihn morgen vormittag bringen, wenn du hier im Zimmer bei mir deine Zeichenstunde bekommst? — Morgen! Heute möchte ich lieber noch ein wenig bleiben! — Darf ich?», «Gewiss.» «Ich möchte Sie etwas fragen, Fräulein Haller!», «Ja, Monique...» «Diese... diese Dose hier... und schon lief der feine Finger des zeichnerisch begabten Mädchens prüfend über den Deckel der Dose, darauf eine pastorale Szene künstlerisch dargestellt war, «ist sie... hat sie...? fehlt nicht...? doch... hier fehlt ein Stück daraus... Nicht nur die sonst so selbstsichere Lehrerin, die den Jahren nach nicht mehr, in ihrem liebevollen und heiteren Wesen aber immer noch jung war, erschrak und erblasste, sondern auch Monique, das Kind aus einer geschiedenen Ehe, schien erstarrt, von einem Erkennen wie gelähmt. «Manz... Manz...» natürlich, aber es gibt so viele Väter dieses Namens... dachte Helen Haller, und Monique fragte leise, ob sie am Ende doch nicht hätte fragen sollen. «Monique, du wusstest, dass an dieser Dose die tatsächlich aus vielen kleinen Stücken und Splittern zusammengefügt wurde, weil sie einmal in viele Scherben zerbrochen gewesen war, eine Scherbe fehlte?»

«Ja, Fräulein, ich... ich weiss es, weil es ganz genau dieselben Farben sind, weil es dieselbe Zeichnung ist, dasselbe Bild...»

«... dasselbe Bild, sagst du Monique? Dasselbe Bild wie — wo...? Ach, liebes Fräulein Haller, sehen Sie, wie schwierig alles immer wird, wenn ich komme! Ich... nein, ich möchte es nicht sagen...» «Ich bitte dich sehr herzlich, Monique, sag es mir! Da ist nichts schwierig, da wird nichts schwierig; doch ich selber wüsste eben nur zu gerne, wo dieser eine Scherben, den ich nicht finden konnte in den vielen Jahren, wo er ist, wenn es ihn wirklich gibt! — Es gibt ihn, Fräulein Haller, es gibt ihn!», Monique ist wieder froh, weil sie sieht, dass die Lehrerin fast belustigt vor Spannung und Neugier auszusieht, «mein Papa trägt ihn — genau die Form, die ich fehlt — als Medallion oder Talisman oder wie man das nennt, immer in der Tasche seiner Jacke...» «Hat Papa dir nie etwas von diesem Talisman erzählt?», «Nein, ich... ich glaube nicht. Ich... er ist ja auch schon lange wieder fort. Aber nun ich hier bin, wenn er käme, es wäre wundervoll! Dann können wir ihn ja fragen...»

Natürlich ahnt Monique, phantasiebegabt, wie das Mädchen ist, Zusammenhänge, und die Lehrerin, ein wenig müde von diesem letzten Besuch des Tages, beendet das Gespräch, indem sie Monique in Aussicht stellt, anderntags, während der Zeichenstunde, die Geschichte von der Osterdose zu erzählen.

Als aber Monique mit dem Block und den Farben und mit dem Brief des Vaters, eines Hoteliers in Santiago de Chile, im Zimmer der Lehrerin erscheint, wird es dieser schwer, ihrem Versprechen nachzukommen. Ja, das ist Jon, Jon Manz, in den Zeilen der Schrift, in der Art, wie er diesem, seinem Kinde schreibt, ihr Verlobter von damals... Nein, nein, sie kann nicht dem erwartungsvoll am Tisch sitzenden Mädchen erklären, wie es war... sie kann es wirklich nicht. Alles schien von Glück übertrahnt. Jeder Wunsch erfüllte sich, doch an jenem Tage —

es war an Ostern — als Jon sich so sehr verspätete... Was sie oft schon als leises, sie kaum erreichendes, aber immerhin doch sie von irgendwoher anrufendes Geräusch vernommen hatte, dass Jon eine andere Frau liebe, bestätigte sich... Sie floh zurück in die Geborgenheit ihres einsamen Heims. Dort im Flur, auf dem eichenen Tisch, stand noch Jons Gabe vom Vortag, die kostbare Meissner Porzellan-dose, so frohen Ostern der Braut geschenkt... Unbeherrschert griff Helen darnach und zerschmetterte sie, dass die Scherben flogen. Von den vielen Scherben musste eine durch die offene Eingangstüre, die Helen, blind während jugendlicher Empörung schloss, ins Freie gestiegen sein. Als bald darauf Jons Schritte vernommen wurden, verharnte Helen dumpf, still und hart in ihrer, wie sie glaubte, berechtigten Abwehr. Sie öffnete die Türe nicht. Jon läutete. John rief. Jon klopfte an die Türe, an die Fenster. Alles blieb still. Er war noch einmal zu einer Jugendfreundin gegangen, ihr darzutun, dass nichts seinen Entschluss, Helen zu heiraten, ändern würde, sie möchte doch verstehen, er hätte für sie immer nur Freundschaft, nie Liebe, für Helen aber von allem Anfang zärtliche, innige Liebe empfunden. Das Ganze endete in einer Auseinandersetzung, die Jons Aufbruch verzögerte... Jetzt stand er da, einem Missverständnis zum Opfer gefallen. Er setzte sich auf die Bank. Er wartete. Er hoffte, dass Helen, die doch im Hause sein musste, verzeihen, verstehen würde... Nichts, niemand regte sich... Er war weggegangen, hob er vom Boden etwas auf, eine kleine, dreieckförmige Scherbe von der... Osterdose, die er tags zuvor Helen geschenkt hatte. Traurig, unglücklich ging Jon Manz weg. Er nahm die Stelle in Santiago de Chile, die er vorher ausgeschlagen hatte, um im Lande zu bleiben, nun doch an, und nie mehr haben sich die beiden gesehen. Helen Haller gesundete

(Fortsetzung auf Seite 2)

Gedanken bei einer Taubstumm-Konfirmationsfeier

Nichts schien diesen Gottesdienst in der Wasserkirche in Zürich, der am vergangenen Sonntagmittag abgehalten wurde, von anderen religiösen Handlungen zu unterscheiden. Oder doch? Waren nicht zuvor die seltsamen Laute, wie sie die Sprache der Taubstummen charakterisieren, hörbar gewesen? — Und das Mienenspiel, das die Taubstummen uns zeigten? Unterschied es sich nicht wesentlich von irgendeiner Lachen-Darbietung? Die Darsteller personifizierten sich mit ihren Rollen. «Maria» lächelte, «Joseph» schien verwirrt, als er den Knaben Jesus nirgendwo mehr fand, ging er doch um die bildliche Aufführung von Luk. 2, 41—52.

Wohl einer der ergreifendsten Augenblicke der ganzen Feier war jener, da die Hörenden die gehörlosen Konfirmanden in die, wie es hiess, «grössere Gemeinde» aufnahmen. Wäre es doch, so mussten wir dabei denken, immer so, dass ein Lied als Verbindung, als Brücke von Gesunden zu ihnen dient, die vom Schicksal arg geprüft worden sind.

Du gehörst zu uns, auch wenn du uns nicht verstehst — wir wollen versuchen, uns dir verständlich zu machen und von deinen Lippen ablesen, was du uns sagen möchtest. Dieser Gedanke lag der Idee des Taubstummen-Pfarrers Kolb zu Grunde, auch

wenn er ihn nicht in dieser ausführlichen Weise umschrieben hat. Dass sich nämlich die Gehörlosen, denen die Welt der Töne verschlossen ist, die aber auch nur mit grösster Mühe Wörter und Sätze bilden können, oft einsam fühlen, konnte man auch im Lauf dieser Feierstunden aus dem Munde des Pfarrers hören. — So erinnerte dieser an einen seiner ehemaligen Konfirmanden, der in einem Aufruf der Empörung gegen den Schöpfer an den Seelsorger die Frage stellte: «Warum bin ich taubstumm? Gibt es eine Gerechtigkeit...?» Diese qualvolle Frage war gleichzeitig aber auch aus dem Herzen aller jener gesprochen, die wie Kinder an den Lippen des Belehrenden hingen. Sie fanden sich vom Mann auf der Kanzel verstanden — ein Glücksgefühl, das ihnen im Alltag sehr selten beschieden wird.

Während wir uns diesem Kreis der Gehörlosen wieder entzogen und uns das Ausspielung der Orgel noch im Ohr lag, weilten wir in Gedanken immer noch bei ihnen, die sich äusserlich von nichts von ihren Mitmenschen unterscheiden, die aber dennoch gezwungen sind, in einer Stille, die oftmals verständnislos anblickenden Welt ihr Dasein zu fristen... S.

(Fortsetzung von Seite 1)

Lieben mit den Worten «Christus auferstanden!», zerbrach, streute man für die Vögelchen auf die Gräber. Die Eier wurden in Mengen gekauft und gefärbt. Der Preis war so billig, dass wir es jetzt kaum glauben können: 1½—2 Rubel für das Hundert!

Am Karfreitag gingen wir zur Kirche, um dem Hinaustragen des Bildes des im Grabe liegenden Christus beizuwohnen. Am Freitag von morgens früh an wurde das ganze Haus auf den Kopf gestellt. Man buk die Osterkuchen («Kultsch») und machte Osterquarkkuchen («Pas-cha»), all dies in Mengen und in verschiedenen Grüssen; denn sie wurden ausser für unsere grosse Familie auch für zahlreiche arme Bekannte und einsame Menschen in Krankenhäusern und Gefängnissen hergestellt. Unsere gewöhnlich so gutmütige und freundliche Köchin war an diesem Tag rot vor Aufregung und sehr böse, denn es schien ihr immer, dass das Mehl schlecht sei, die Eier nicht frisch genug oder der Backofen nicht in Ordnung und dass dadurch die «Kultsch» nicht geraten würden. Das war aber niemals der Fall, und sie geriet stets ausgezeichnet und rochen so wunderschön, dass wir uns in deren Nähe herumtrieben, ihren Duft einatmend und uns nur mit Mühe davon zurückhaltend, irgendeine besonders appetitliche Mandel, welche in die «Kultsch» schmeckten, abzukratzen. Die «Pas-cha» machte meine Mutter selbst, und zwar auf verschiedene Arten, rohe, abgebrütete und solche aus Schokolade. Wir wünschten so sehr, die wunderbare Quarkmasse zu probieren, welche die Mutter endlos aus Butter, Eiern, Quark, saurer Sahne und Zucker in einer riesigen Kasserolle umrührte, aber es war uns strengstens verboten, weil es Fastenzeit war und wir keine Milchwaren und Butter essen durften.



Spitzenleistungen der Schweizer Industrie in 17 Gruppen und 21 Hallen

Schweizer Mustermesse Basel

23. April - 3. Mai 1960

Tagesskizzen Fr. 3.- am 27., 28., 29. April unguiltig
Besondere Einkaufserfolge: 27., 28., 29. April
Einfache Bahnbillette für die Rückfahrt gültig

Diese Frage beantwortet Janet L. Wolff in eingehender und kurzweiliger Art und Weise in ihrem Buch mit obigem Titel. Die Autorin ist eine amerikanische Werbebesitzlerin und sie befasste sich gründlich mit dem Problem des Verkaufs an Frauen. In ihrem Buch, das nicht nur Kaufleute, sondern jede Frau interessieren dürfte, streift sie die verschiedenen Gründe, welche die Frau beim Einkauf beeinflussen. Sie erklärt, was und warum dies und jenes die Käuferin besonders anspricht und gibt den Verkäufern die Möglichkeit, sich in die Gedankenwelt der modernen Frau zu versetzen. Zwar stützt sich das Werk auf amerikanische Untersuchungen. Aber im grossen ganzen lassen sich die Erkenntnisse auch auf unsere Verhältnisse übertragen.

Kaufen Frauen mit Verstand? Janet L. Wolffs Buch lässt uns die Frage mit A beantwortet. Bestimmt sind es mannigfaltige Einflüsse, Eigenheiten und Vorlieben, die beim Einkauf mitbestimmend sind, doch zeigen wir uns des Vertrauens würdig, das man uns als Verwalterinnen der Haushaltskasse und als Einkäuferinnen des grössten Teils der Verbrauchsgüter der Familie schenkt.

Es ist natürlich nur möglich, in kurzen Zügen einige Kapitel des Buches zu streifen.

Da sind zum Beispiel unsere fünf Sinne erwähnt: Auge, Ohr, Nase, Zunge und Tastsinn. Wie reagieren diese auf die Lockungen der Werbung? Es wurde festgestellt, dass Frauen Farbunterschiede rascher bemerken und damit schneller beobachten. Ihre Geräuschempfindlichkeit beeinflusst sie nicht nur beim Kauf von Radios, Schallplatten usw., sondern ebensosehr bezüglich der Haushaltswaren. Bei Reinigungsmiteln wie auch bei Kosmetika muss der ausgeprägte Geruchssinn der Frau in Betracht gezogen werden. Aber auch die Art, wie sich eine Ware anfühlt, ist oft von entscheidendem Einfluss. Ein empfindsamer Geschmackssinn macht die Frau beim Kauf von Speisen besonders wählerisch, weshalb Degustationen immer mehr als Werbefaktor durchgeführt werden.

Die Frauen haben ein recht gutes Gedächtnis, das sich bei zufriedenstellendem Kauf positiv, bei Enttäuschungen aber sehr negativ auswirkt. Aber auch

etwas Grosses und Freudiges... Die Prozession, aus dem Haupteingang herauskommend, ging mit Gesang um die Kirche herum und blieb draussen vor der Türe stehen. Der Chor singt «Christus auferstanden!», und in allen Kirchen der Stadt ertönt ein fröhliches Glockengeläute, das jubelnd zum nächtlichen Himmel emporsteigt. Die Prozession kehrt in die Kirche zurück bei pausenlosigen Singen der Osterlieder. Die Prozession ist so ergreifend, dass man vor Freude weinen möchte. Der Priester bestiegt den Voralter mit den an die Menge gerichteten Worten: «Christus ist auferstanden!», und alle erwidern einstimmig «Wahrhaftig auferstanden!», und fangen an, sich dreimal auf die Wangen zu küssen, das heisst auf Russisch «christosowatsja».

Dieser Gottesdienst war stets so feierlich und schön, dass sogar die ungläubigen oder wenig gläubigen russischen Menschen es für ihre Pflicht hielten, in dieser Nacht zur Kirche zu gehen, und wenn es keinen Platz wegen der unzähligen vielen Leute im Raume selbst gab, stand man draussen vor der Kirche. Es gab auch besondere Liebhaber des Glockengeläutes, die in der Osternacht durch die Strassen von Kirche zu Kirche gingen und sich an der Ostersinfonie der Glocken freuten. Nach dem Nachtgottesdienst ging man nach Hause, wo auf uns ein reichlicher Schmaus wartete mit allem, was in der Fastenzeit nicht gegessen werden durfte. Der grosse Tisch im Speisesaal war ausgezogen und mit einem schneeweissen Tisch bedeckt. Darauf standen ein riesiger Schinken und Kalbfleisch mit Paprikaschoten geschmeckt, allerlei Würste und selbstverständlich «Pas-cha», «Kultsch» und gefärbte Eier, welche in einer Schale zwischen grünen Haferhalmen, die für diesen Zweck rechtzeitig geerntet wurden, wunderbar aussahen. Allerhand Weine, Liköre und herrlich duftende Hyazinthen, deren Töpfe in buntes Papier eingehüllt waren, ergänzten die Ausstattung des Tisches. Nachdem wir uns satt gegessen haben, gehen wir mit Augen, die uns vor Müdigkeit zufallen, ins Kinderzimmer und schlafen, kaum dass unser Kopf das Kissen berührt hat, augenblicklich ein.

Am ersten Sonntag war es bei den Männern Brauch, Bekannte zu besuchen, um ihnen zum grossen Feiertag zu gratulieren. Alle Männer und Frauen — umarmten und küssten sich dreimal nacheinander; sie gaben sich gegenseitig gefärbte Eier, was nicht nur in den Häusern, sondern auch auf den Strassen bei Begegnung mit Bekannten gemacht wurde. Zu uns Kindern kamen am ersten Feiertag unsere Altersgenossen, und wir liessen von einem Gestell hundert Holzeier auf den Teppich rollen, was unser Lieblingsspiel war.

Ja, schön war unsere Kindheit, schön war das Gross-Fasten, war der heilige Ostersonntag im alten Russland!

Eugenie Danilowsky

Kaufen Frauen mit Verstand?

eine ausgeprägte Vorstellungskraft muss bei Inseraten, Werbekampagnen etc. in Betracht gezogen werden.

Die Treue der Frau überträgt sich auch auf die Ware oder auf das Geschäft, in welchem sie einzukaufen geht. Sie ist, auf Zitat, «wahrhaftig treu» wie ein Hund, der einem Kauf überdenkt. Wer sie aber drängen will oder sie gar irreführt, der hat es mit ihr verspielt.

Der weiblichen Neugier und dem Wunsch nach Abwechslung wird gerne entgegengekommen, ermöglicht doch gerade diese Eigenschaft den raschen Wechsel der Mode und den Verkauf von neuen Möbeln, Geschirr und sonst allen möglichen Dingen, die nicht abgesetzt werden müssten.

Zu Recht ist die Verfasserin die Unterschiede in den Einkaufsgewohnheiten der «Nur-Hausfrau» und der ledigen und verheirateten berufstätigen Frau in Betracht, bedingt doch die verschiedene Lebenshaltung auch veränderte Einkaufsmethoden.

Unzählige Eigenschaften und Eigenheiten müssen in der Reklame, die sich an die Frau wendet, berücksichtigt werden: das starke Interesse am Heim und an der Familie, schöpferische Interessen, das Verlangen nach Selbstachtung und der Wunsch nach Anerkennung, ein gewisser Hang zur Romantik und vieles andere mehr.

Sicher stimmt auch für uns Schweizerinnen die Feststellung, dass wir darauf bedacht sind, unsere Aufgabe als Betreuerin der Familie und als Einkäuferin und Verwalterin der «Kasse» gut zu lösen. Und wenn die Autorin erwähnt, dass die Veränderungen des 20. Jahrhunderts in der Geschlechterrolle der Frau erweitert haben, dass sie mehr lesen und sich besser orientieren als ihre Grossmütter taten, so trifft dies sich sowohl auf die Amerikanerin als auch auf die Europäerin zu.

Das Buch mit seinen amüsanten Illustrationen wird nicht nur Werbefachleute interessieren. Es ist dank seiner Vielseitigkeit eine interessante und kurzweilige Lektüre für jedermann. F. H.

(Aus «Kaufen Frauen mit Verstand?», Econ-Verlag GmbH, Düsseldorf.)

Politisches und anderes

General Guisan gestorben

General Henri Guisan ist am vergangenen Donnerstag um Mitternacht im Alter von 88 Jahren inully bei Lausanne nach kurzer Krankheit gestorben. In einer Botschaft des Bundespräsidenten an das Schweizer Volk wird dieser grosse Soldat und Bürger als die Verkörperung des Widerstandswillens und der Einigkeit des Schweizer Volkes während der Kriegsjahre bezeichnet.

Attentat auf den südafrikanischen Premierminister

Am Samstag ist auf den südafrikanischen Premierminister Hendrik Verwoerd ein Attentat verübt worden. Unmittelbar nachdem Verwoerd in Johannesburg die Industrie- und Landwirtschaftsmesse eröffnet hatte, feuerte ein weisser Attentäter vor den Augen mehrerer Tausenden von Personen zwei Schüsse auf den Premier ab. Verwoerd wurde am Kopf getroffen. Sein Zustand ist nicht besorgniserregend. Der als Täter von der Polizei festgenommene Mann heisst David Pratt und ist Inhaber eines Landgutes in der Nähe von Johannesburg.

Neue Regierungskrise in Italien

Nachdem der italienischen Regierung Tambroni das Vertrauensvotum mit Hilfe der neofaschistischen Abgeordneten ausgesprochen wurde und manche Minister dieser Regierung zurückgetreten sind, am Protest gegen die Unterstützung der Reichsregierung, hat die Regierung Tambroni ihren Rücktritt bekanntgegeben.

Minister Oberländer tritt zurück

Der westdeutsche Bundesvertriebenen-Minister, Professor Oberländer, ist unter dem Druck der öffentlichen Meinung am Freitag zurückgetreten. Professor Oberländer, ehemaliger nationalsozialistischer Politiker, wurde von verschiedenen Seiten beschuldigt, für die Massaker von Polen und Juden in Lemberg im Jahre 1941 verantwortlich zu sein.

Niederländisch-deutscher Ausgleichsvertrag

Im Haag ist zwischen den Niederlanden und Deutschland ein Ausgleichsvertrag unterzeichnet worden. Er sieht eine Generalabrechnung vor, aller bisher offenen Kriegs- und Nachkriegsproblems zwischen den beiden Ländern. Die Bundesrepublik Deutschland hat sich verpflichtet, eine Pauschalsumme in der Höhe von 280 Millionen Mark zu zahlen für niederländische Forderungen und Ansprüche, darunter die Wiedergutmachungsansprüche von Tausenden durch die Nazi ermordeten holländischen Bürger.

Vertagung der Genfer Abrüstungskonferenz

Die zehn Delegationen der Abrüstungskonferenz in Genf haben beschlossen, die Konferenz Ende April bis zum 7. Juni zu vertagen.

Die Konferenz der Ausseminister in Washington

Die amerikanische Staatsdepartement veröffentlichte den Zeitplan für die Konferenz der westlichen Ausseminister, die Dienstag in Washington beginnt. Daraus geht hervor, dass in zwei Sitzungen die Deutschlandfrage und Berlin erörtert werden sollen, während in weiteren drei Sitzungen Prozedurfragen der Gipfelkonferenz, die Abrüstung und die westöstlichen Beziehungen im allgemeinen diskutiert werden sollen.

Die deutsch-sowjetischen Beziehungen

Vergangene Woche hat die Bundesrepublik eine scharfe Note an die Sowjetunion gerichtet, in der gegen die Äusserungen Ministerpräsident Chruschtschow in Frankreich gegen die Bundesrepublik protestiert wurde. — Die Note wurde von Moskau als «verleumderisch» zurückgewiesen.

Annahme der Bürgerrechtsvorlage in den USA

Der Senat der Vereinigten Staaten hat am Freitag die umstrittene Bürgerrechtsvorlage, die den Schwarzen vermehrte Rechte einräumt, nach achtwöchiger Debatte mit 71 gegen 18 Stimmen genehmigt.

Europäische Frauenunion tagt in Basel

In diesen Tagen werden in Basel geschlossene Sitzungen von Vorstand und Rat der Europäischen Frauenunion abgehalten. Die Europäische Frauenunion wurde vor fünf Jahren im Haag gegründet und vereint Frauen aus Belgien, Deutschland, Finnland, Frankreich, Grossbritannien, Holland, Italien, Luxemburg und Österreich, die sich zur Verteidigung des kulturellen und christlichen Gedankengutes zusammengeschlossen haben.

Die ersten weiblichen Pfarrer in Schweden ordnet

Zum erstenmal in der Geschichte des schwedischen Protestantismus wurden am Sonntag in Stockholm, Harnösand und Ostersund drei weibliche Pfarrer ordiniert.

Abgeschlossen Montag, 11. April 1960. cf.

nach und nach aus der Krankheit des Leidens wieder in ihr Wesen zurück. Sie besaß sich auf ihr Lehrerinnendiplom. Sie wandte sich dem Leben wieder zu: sie unterrichtete nun schon recht lange an dieser Schule und fühlte, dass ihr Leben doch im tiefsten Sinnvoll hatte werden dürfen.

«Monique», sagt Fräulein Haller zu diesem Kinde Jons und einer Frau, die sich, von ihm begleitet, mit einem andern Mann verheiratet hat, und das nun so zufälligweise zu ihr hat kommen müssen, du schreibst nun rasch dem Papa, dass er, wenn er kommt, im Dorf in der Konditorei auf dich warten soll, willst du? Dann erzählst du ihm, dass die Dose, zu der das kleine Scherbenstücklein gehört, die meine ist, nicht wahr?

«Ja, schon, aber... die Geschichte der Dose, Fräulein, die Sie mir gestern versprochen haben?» — «Dein Papa soll sie dir erzählen. Ich werde dann etwas später kommen, und ihr wartet auf mich. Ich freue mich, deinen Papa zu sehen. Als wir beide jung waren, haben wir uns sehr gut gekannt.»

«Sie sind noch immer jung, Papa nicht mehr so sehr... Als er letztes Jahr hier war, ging es ihm, glaube ich, nicht so gut. Er hätte mich am liebsten mit nach Chile genommen, aber... wer sollte ich Auge auf mich haben, sagte er. Verstehen Sie?»

«Ja, ja, Monique, gewiss verstehe ich... Nun, komm, wir wollen noch ein wenig zeichnen.» Und als die Stunde dann vorüber und Monique weggegangen ist, tritt Helen an ihren Schreibtisch, die Osterdosen betrachend, die dreieckförmige Öffnung, die darin zurückgeblieben war wie etwas Ungelöstes in einem Rätsel, nachdem sie zuvor die vielen Stöcklein zusammengesetzt und gekittet hatte. «Sonderbar...», sagte sie, «sich vorstellen zu sich selbst und könnte dann, würde sie daran denken, in den Spiegel vis-à-vis zu schauen, das vernünftige Lächeln sehen, das

sich in ihrem immer noch hübschen Gesicht mit den grossen blauen Augen spiegelt. «Sonderbar, wie jener Ostermorgen lebendig wird!... Wie, wenn ich... klüger, grosszügiger... gewesen wäre, so, wie inzwischen das Leben mich lehrte, dass wir sein sollten?» In dieses Sinnen und betrachtungsvolle Rückschauen läutet der Gong zum Essen. Das Haus, die Terrassen, die Räume innen, der grosse Raum, der wieder wie damals im Blüten des Frühlings stehenden Natur draussen, widerklingen von frohen Stimmen, von Lachen und gesungenen Lied. Ein Glücksgefühl sondergelinde erfüllt die Lehrerin. Als sie sich an den Tisch setzt, sucht sie das Mädchen Monique, das Kind Jons, das ihr, um das Geheimnis der Osterdosen wissend, zulächelt, im Blick der Augen gross das Strahlen der Freude tragend. Bettina Vincenti

Die Nähmaschine*

Von Aline Valanguin

(Fortsetzung)

Die Sciora trat ein. Während die Tante umständlich einen Stuhl herbeirief, schaute sie sich um. Auf einem breiten, sauberen Bett sass mehr als dass sie lag, eine Gestalt, die eine Verwandte der Violetta hätte sein können. Aus den Ärmeln einer roten, gestrickten Jacke hingen dünne, blasser Endschleppen, die mit einem Gazelappchen spielten, welches auf der roten Bettdecke ausgebreitet lag. Oben aus der Jacke stieg ein Hühnerhälschen, das den Kopf, von wirrem Haar umgeben, kaum zu tragen vermochte. In der Nähe sass in seinem grossen Kinderstuhl der schwachsinnige Bruder der Violetta, den schweren Schädel nach vorn auf das Tischbrett

* Aus «Tessiner Novellen», Verlag Dr. H. Girzberger, Zürich, 1939.

gelegt und so ganz in sich verborgen, wie ein Kraut, das am verduhrten ist. Er bewegte sich nicht, nahm nichts wahr. Hinter Bett und Stuhl, auf die leichtgeblühte Wand gemalt stand hoch die Madonna mit dem Kind, jene von Re, der drei Blutstropfen zur Stirne herausfliessen auf das Kind und das Spruchband, auf dem zu lesen steht: «In gremio matris sedet sapientia patris». Die Madonna schaute aus ihrem blutgetupften und gestreiften Gewand, dessen Falten über ihren Gesichtern, ein schattiges Futter zeigten, starren Blicks geradeaus. Vor dem Bett lag ein kleiner Teppich. Die Sciora kannte ihn. Violetta hatte ihn einst aus Wolstoffresten für sich kunstvoll zusammengeknüpft. Sie war stolz darauf gewesen. Dieser kleine Teppich war das einzige, was der Sciora als greifbare Wirklichkeit vorkam. Alles andere schien ihr ein peinlich qualender Spuk zu sein, aus dem sie sich mühsam zu retten suchte, indem sie aufmerksam auf den Teppich sah, sich daran zu halten.

Eine heisere, fremde Stimme ertönte neben ihr: «Jetzt sind Sie gekommen. Es ist gut.» Sie schaute erschrocken in das schmale Gesicht, das sich zu ihr gewandt hatte und so mager war, dass der blass Mund, fast ohne Lippen, von einer Seite des Kopfes zu andern sich bog. Es war Violetta. Nicht die Violetta, die sie kannte, eine Violetta, die sie wohl manchmal innerhalb des Gesichtes der richtigen Violetta wahrgenommen hatte, eigentlich ihr Gegenbild, aber doch zu ihr gehörig. Da war dieses Gegenbild nun aus ihr getreten, hatte die richtige Violetta verjagt und war nun allein da. Violetta schien es nicht zu merken. Sie sprach, als ob nichts Besonderes geschehen wäre, sie sei ein wenig müde, doch werde sie sich bald erholen, auch sei sie etwas traurig, jetzt nicht nagen zu können. Manchmal denke sie sich neue Muster aus, aber jetzt sei sie müde, sie

bleibe still im Bett, der Doktor habe gesagt, sie dürfe es sich ruhig gönnen, sie hole die Arbeit nachher wieder nach. Sie hustete und neigte sich tief über das Gazelappchen. Reden konnte sie jetzt nicht weiter. Sie versuchte mit dem grossgewordenen Mund zu lächeln und mit Entsetzen bemerkte die Sciora, dass sie dem Schwachsinnigen ähnlich sah. Sie wandte sich nach ihm um. Er lag still über dem Tischbrett und seine Arme baumelten auf beiden Seiten des Stuhls herunter, wie leblos. «Der Arme!», sagte sie bedauernd. «Ja, der Arme!», flüsterte Violetta und lehnte sich in die hochgehäuerten Kissen zurück. Unter ihren Augenwimpern hervor floss ein Blick auf den Bruder, beladen mit allem, was an Leben noch in ihr war, als ob sie damit das arme Wesen würde aufrichten können. Dann wurde es still in der Kammer. Violetta mochte ein-schlafen sein. Die Sciora stand leise auf. Sie war froh, weggehen zu können, der Hals war ihr zugeschnitten.

Nach einigen Tagen kam sie wieder. Die Kammer berührte sie weniger spukhaft als das erste Mal, obwohl der Schwachsinnige genau gleich zusammengelegt in seinem Stuhl sass und die Madonna der Re ebenso steif über alles hinwegah. Violetta war müde. Sie nahm sich zusammen, nicht zu rasch n sprechen, damit sie länger reden könne, denn sie wollte der Sciora etwas sagen.

«Haben Sie Elena gesehen?», fragte sie. «Nein, noch nicht, aber kommt sie zu dir?», fragte die Sciora zurück.

«Ach nein!», wehrte Violetta ab, «die Tante will sie nicht herheissen, eine solche... Sie wissen... Ich trage ihr nichts nach», schloss sie leise.

«Wo ist jetzt Valentino?», wollte die Sciora wissen. «Fort, in die Stadt! Der Kopf neigte sich hinstend über das Gazelappchen. (Fortsetzung folgt)

Die Frau in der Kunst

Léolo Fiaux, in der Galerie «Wolfsberg», Zürich

Ich bin Léolo Fiaux vor genau vierzehn Jahren nach ihrer Vernissage in der nördlichen Kunstgalerie begegnet, der grossen Reisenden und Entdeckerin wenig bekannter Inseln, welche die letzten Paradiese Gottes auf Erden sind. «Léolo ist eine Spätromantikerin und eine Surrealistin in einem, sofern es überhaupt erlaubt ist, eine so einmalige und abseitige Leistung begrifflich einzugliedern, was denn auch jedesmal glücklich misslingt... Léolo Fiaux' Gemälde und Aquarelle sind Gedichte in Farben, von einem seltenen Geist und einer leidenschaftlichen Seele auf der Leinwand verewigt: sie ist die Malerin des Meeres, der apokalyptischen Sonnenuntergänge auf violetttem Grund, der weinroten Aquarelle und der flammenden Bischofsgewänder, die wie letzte Sendboten der Inquisition sind. Einige Jahre lang hat Léolo auf dem paradiesischen Tahiti gelebt, wo ihr die Eingeborenen eine Hütte aus Palmblättern erbauten, an der Mole einen Halbkreis um ihre Leinwand formten und sie gegen die Überlassung eines Bildes monatlang mit frischen Fishes und Bananen versorgten. Später setzte sie ein Frachter in Australien und Ceylon ab, dessen kupferroter Boden und üppige Vegetation einen unaussprechlichen Eindruck in ihrer Seele hinterliessen; aber auch Spanien, das sie ein volles Jahr lang in allen Richtungen der Windrose durchmass, die legenden- und sagenreiche Welt der Kykladen und das Herz der westlichen Zivilisation — das alte Kreta — haben sie zu einigen der schönsten Gemälde inspiriert (die freilich auf der gegenwärtigen Schau bei «Wolfsberg» fehlen). Ungemein reich ist die Ernte der iberischen Halbinsel ausgefallen, unter ihnen das sanfte Tiergesicht des Matadors Manoleto, Don Quichotes Einzug in Toledo und der Mann mit dem Terrakottagesicht und mit dem Muschelbart. Seltener und wunderbarer, ja zuweilen geradezu magisch wirkt und deutet Léolo die maritime Note ihrer Bilder ins Legende, ins Geheimnisvolle und Urtümliche um, zuweilen nur mit einem Band Kardinalrot oder mit einem Traumbau, in dem noch einmal die blaue Blume der Romantik erblüht. «Venise au soleil brûlant», «Du côté des Centaures», «L'Arlequin», «Grenades et Bayaderes», «L'Archétype» lauten einige der instruktivsten Titel dieses so unendlich reich instrumentierten Oeuvres, dessen Porträts nicht weniger überzeugen mit ihren wie einem Altruismus Kafkas entronnenen Gesichtern aus Alabaster und grünlichem Grau, mit dem absoluten Lebenswillen ihrer Cloungestalten.

Von hier aus führt ein direkter Weg zum Leben der Künstlerin und des Menschen Léolo Fiaux. Léolo ist Malerin, weil ihre Bilder ein Bekenntnis sind und eine Verheissung, den Mitmenschen zu sagen, wie unsagbar vielfältig, wie reich und poetisch doch diese wunderliche Welt mit ihren Bergen, Meeren, mit ihren Städten und Häfen ist. Es spricht für die Malerin Léolo Fiaux, dass sie jeden ihr Wohlgeintenden und Begeisterten in ihr Zuhause aufnimmt, sie teilhaben lässt an ihren Erinnerungen, an der Erlebenszeit ihres Ateliers mit einem eingeleiteten Muscheln, aus Tang und Seesternen, bei deren Anblick man sich in die Tiefen des Meergrundes versetzt glaubt. Am schönsten sind meine Jahre in Tahiti gewesen», erzählte mir die Künstlerin vor Jahren. «Unter diesen Kindern schien ich mich wohl und daheim, wie nirgendwo früher und auch nicht später in meinem Leben...»

Einmal vernahm die Eingeborenen von Tahiti mitten in der Nacht ein unheimliches Gedröhn und Getöse: in einer entlegenen Bucht der Insel war ein Boot gelandet, das ein Harmonium und eine Schiffsglocke trug und dessen Eigentümer ein weissgewandeter und spleeniger Amerikaner war, — ein Komponist eigener Prägung, der im weissen und geschäftigen San Francisco nicht arbeiten konnte und — nachdem er in einer illustrierten der Schönheiten Tahitis entdeckt hatte — diese Reise in einer gewöhnlichen Jacht wagte. Aber dort stellten sich ihm bei der Landung die Leute von Tahiti entgegen, weil sie auf Grund von Harmonium und Glocke glaubten, dass ein böser Geist das Eiland bedrohe. Léolo hatte sich als Friedensengel und Vermittlerin zwischen die beiden feindlichen Lager gestellt, und nachdem die hartnäckigen Verhandlungen eine volle Nacht und einen Morgen gewährt hatten, wurde dem Amerikaner erlaubt, auf der entlegenen Landschaft der Insel ein Banglows zu bauen. Wochen und Monate hindurch lebten der weisse Mann und die Einheimischen in schönem und freundschaftlichen Einklang; er hatte von Léolo Fiaux gelernt, wie willig die Leute von

Tahiti mit den Zugewanderten von ihren Erlebnissen und ihren kleinen und grossen Freuden und Nöten reden und dass Léolo selbst auf der Insel nie in Sorgen leben musste. Schliesslich aber kam es doch wieder zu einem Zusammenstoss: Mr. Baggerton, der amerikanische Komponist, hatte die berühmte-berühmte Schiffsglocke an den höchsten Stamm einer Palme gehängt, die nun in einer wilden Sturmesnacht unbarmherzig-frenetisch zu läuten begann, derart, dass ganz Tahiti herbeieilte. Endlich war die Geduld auch für die sanften Leute von Papete zu Ende.

«Entweder Mr. Baggerton allein, als Privatperson, ohne Schiffsglocke und Harmonium oder kei-

Frauenarbeit an der Hypsa

gi. Die Stadtdelegiertenversammlung des Bernischen Frauenbundes liess sich durch Dr. med. Hedwig Hopf-Lüscher, Mitglied der Geschäftsleitung der Hypsa, über Ziele und Organisation der Hypsa orientieren. Durch Einspruch bestehender Messen (Muba, Olma, Comptoir usw.), die Konkurrenz befürchteten, musste die Hypsa auf 1981 verschoben werden. Zwischen 18. Mai bis 17. Juli soll dem Schweizer Volk nun mit den thematischen Abteilungen Gesundheitspflege, Turnen, Camping und Sportwettkampf der Gedanke sinnvoller Körperlichkeit nahegebracht werden. Medizinische Vereinigungen, Sportvereine, gemeinnützige und soziale Gesellschaften haben sich zu gemeinsamem Wirken gebunden. Eintrittsgebühren, Standgelde — allerdings in beschränktem Ausmass — und eine Lotterei sind die einzigen Einkünfte, auf die gezahlt werden kann, deshalb bilden die Defizitgarantien der Stadt und des Kantons Bern von zusammen 3 Millionen Franken und diejenigen des Bundes von 800 000 Franken sowie der feste Zuschuss von 1 Million der Stadt Bern die Hauptstützen finanzieller Art. Im Rahmen der Abteilung Gesundheitspflege soll Frauenarbeit alle Aspekte aufzeigen und in ihrer Bedeutung für das Volksganze gewürdigt werden. Besondere Beachtung kann dabei der Frau geschenkt werden, welche Doppelrollen trägt als Berufstätige und Mutter. Die Problematik, die ihrer Stellung anhaftet, betrifft einen grossen Kreis von Menschen in Familie und Öffentlichkeit. Vielleicht kann durch Diskussion um Schatten- und Sonnenlinsen Einsicht geschaffen werden, vielleicht sogar kristallisieren sich Lösungen heraus. In den Arbeitsgruppen für alle vier Themen wirken Frauen aus entsprechenden Fachgebieten mit, ihr Einfluss ist also gewahrt, was bei einer Ausstellung, deren Aussage sich doch in erster Linie an die Frau wendet, nicht unerheblich ist.

Diplomierung in der Schule für Soziale Arbeit

me. In der Schule für Soziale Arbeit in Zürich hat nach einer zweijährigen Ausbildungszeit eine Fursorgerklasse ihre Diplome in Empfang nehmen können. Den feierlichen Rahmen steuerten die Diplomanden und Diplomandinnen selbst bei mit Musik- und Gesangsdarbietungen auf beachtlichem Niveau.

Im Namen des Schulvorstandes gratulierte Ständerat Dr. E. Vaterlaus den Diplomanden mit dem besten Dank für ihren Einsatz während der Schulzeit. Im reiferen Alter bereits erfolgte der Entschluss zu dieser zusätzlichen Ausbildung in sozialer Arbeit, wodurch die Schüler wesentliche Voraussetzungen mitbrachten, sich in der gestellten Aufgabe zu bewähren. Ständerat Vaterlaus wies auf die Vielfalt der Möglichkeiten im gewählten Beruf hin, die noch grösser werden mit der Einführung der Invalidenversicherung, welche die Mitarbeit von Fursorgerinnen in den gesetzlichen IV-Kommissionen festlegt. Er wünschte den Diplomanden in ihrem Beruf, zu dem sie Kontaktfähigkeit und erzieherisch-helfender Wunsch geführt haben mag, Bereicherung und Befriedigung.

Für die Schulleitung sprach Fräulein P. Lotmar, die ihrer Ansprache das Thema der zwischenmenschlichen Beziehungen zu Grunde legte. Denn diese Beziehungen bilden einen wichtigen Eckpfeiler im Beruf der Sozialarbeiter, auch wenn sich die Verbundenheit der Menschen in verschiedenen Formen manifestieren kann. Die Wellenlängen menschlicher Ausstrahlungen sind nicht immer übereinstimmend.

In Schwanden im Kanton Glarus ist vor kurzem im hohen Alter von 93 Jahren eine nicht nur an Jahren, sondern auch an Treue unserem Blatt gegenüber älteste Abonnentin gestorben; denn Frau Christine Tschudi-Freuler, eine aufgeschlossene, geistig rege Frau, Frau Oberst, wie sie als Gattin des ihr im Tode vorangegangenen Herrn Oberst Peter Tschudi-Freuler allgemein genannt wurde, war eine der ersten Abonnentinnen des Schweizer Frauenblatts. In einem Nachruf, den L. der Dahingegangenen in den «Glarner Nachrichten» widmete, lesen wir u.a.: «Man darf wohl sagen, dass Christine Tschudi-Freuler alles, was ein Stück Patriarchat gehört, der stille, aber nachhaltige Einfluss von Frau und Mutter in der Familie und Gemeinde. Sie war der Mittelpunkt einer grossen Verwandtschaft, war doch ihre Mutter in ihrem Leben mit drei Gatten verbunden (leider geht aus den glarnerischen Familienbüchern häufig das Umgekehrte hervor, dass nämlich ein Mann dreimal verheiratet war, eine Folge des Kindbettfiebers früherer Zeiten). Ihren Vater, Jacques Freuler-Becker, hat die Verbundene nie gekannt, da sie nach seinem Tode im Jahre 1867 geboren wurde. Bei ihren andern Vätern, Felix Jenny und Oberrichter Diener-Becker, und deren Familien, fühlte sie sich stets geborgen. Sie pflegte die Familienbande bis in die letzten Tage mit Briefen und Besuchen, und man sah der lebendigen und gescheiterten Greisin an, dass ihr Herz jugendlich geblieben war. Nichts war ihr gleichgültig oder nebensächlich, sie erinnerte sich auch stets an die vergangenen Zeiten, etwa wie ihre fünf Kinder im geräumigen Haus im Halten von Oberrichter, Diener-Becker spielen durften, an das patriarchalische Verhältnis in der ganzen Familie. Sie erfuhr aber auch schweres Leid. 1924 starb der jüngste Sohn Ernst, innert sieben Jahren (1944 bis

nes von allen dreien», lautete die Losung, worauf der Fremde mit seiner Jacht wieder in See stach und auf der paradiesischen Insel nie mehr gesehen wurde. — Diese und viele andere Geschichten dieser Malerin, Weltreisenden und Lebenskünstlerin, deren seelisch-geistige Verwandtschaft mit der vorerfährten Irene Zirkunden in die Augen springt, rauschen beim Besuch von Léolo Fiaux' Ausstellung im «Wolfsberg» wieder auf. Die auch vorzüglich gehängte und anregende Schau dauert bis 30. April. A. B.

Im Zürcher Kunsthhaus: Chinesische Malerei

Vor vollbesetztem Saal wurde im Zürcher Kunsthhaus von Direktor René Wehrli, Professor E. H. von Tschamer und Hr. Jan Fontein aus Amsterdam die bis 29. Mai dauernde Ausstellung «1000 Jahre Chinesische Malerei» eröffnet. Ueber die Ausstellung selbst, die am Samstag vor Ostern sowie am Ostermontag von 10 bis 17 Uhr geöffnet ist, berichten wir noch.

Die Präsidentin des Bernischen Frauenbundes, Agnes Debrüt-Vogel, arbeitete die kurze Traktandenliste durch. Ein Antrag des Ehrenmitgliedes Rosa Neuenchwander auf Gründung von Quartiervereinen wurde abgelehnt. Die Aufgaben der Quartierpflege, Vorschläge für Schul- und Kirchenkommissionen könnten durch vermehrte Beltritte von Frauen in die bestehenden Liste ebensogut erfüllt werden. Leider laufen im Kanton Bern zwei Sammelaktionen zugunsten der Flüchtlingshilfe. Da der Frauenbund schon rund 1000 Franken zusammengebracht hatte, als die Vorbereitungen des unter Leitung von Hochkommissar Lindt stehenden Aktionskomitee bekannt wurden, sollen dennoch beide aufrecht erhalten bleiben. Die Reaktionen mit einem Sammelergebnis von 173 000 Franken, Bestrebungen zur sexuellen Aufklärung als Schulfach und die durch Einspruch verhindefte Errichtung einer Lärkstube am Waisenhausplatz sind weitere Daten aus der Tätigkeit des Sekretariats Bern.

Wahl einer Frau in die Bürgerkommission in Basel

Der weitere Bürgerrat von Basel wählte als Ersatz für ein zurückgetretenes Mitglied Beatrice Staub-Sarasin in die Bürgerkommission. Frau Staub ist Mitglied der Liberal-demokratischen Bürgerpartei, von der sie auch für den Amt vorgeschlagen wurde. In weiteren Frauenkreisen ist sie als Präsidentin des Lyeum-Klubs bekannt. Mit der Wahl von Frau Staub nimmt die zweite Frau Einsitz in die zwölfköpfige Bürgerkommission, die sich mit Einbürgerungen zu befassen hat. Das erste weibliche Mitglied, das schon vor einiger Zeit von den Evangelischen Wählern vorgeschlagen in die Bürgerkommission gewählt wurde, ist Elisabeth Vischer-Althoff. M. B.

Feilkontakte und Kurzschlüsse sind möglich. Doch ist in der helfenden Beziehung der Kontakt wichtig. Jede Not sucht Abhilfe, aber das Wo ist verschiedene. Helfende Mitmenschen werden in der Regel zuerst im Kreis der eigenen Gemeinschaft auf der Basis des Du gesucht. Ein anderer Weg ist das Sichwenden an Fachleute, an Seelsorger, Psychologen, Sozialarbeiter. Deren Hilfe, die auf Erlerntem beruht, unterscheidet sich in Ziel und Mittel nicht von der Hilfe des Freundes. Unterschiede jedoch liegen in der Art der Beziehung. Vom Fachmann zum Hilfesuchenden muss diese Beziehung zuerst geschaffen werden, der Berater wird vom Klienten einseitig mit bestimmten Erwartungen gewährt. Es fehlt zum vornherein die ausgewogene Gegenseitigkeit der Du-Beziehung. Die beruflich-funktionale Beziehung ist einseitig lebend, zeitlich limitiert. Sie ist für den beruflich Helfenden nicht immer leicht und in der ausgewogenen Form herstellbar, er wird darum in seiner Arbeit immer neu zu ringen haben. Auf der anderen Seite braucht auch er das Bejahen und Bejahwerden in Du und Amt vorgeschlagen wurde. In privaten Bereichen gefunden hat, wird er frei zum Dienst am Nächsten.

Mit dem Dank an die Klasse, die es mit ihren Pflichten ernst genommen hatte, an Dozenten, Praktikumsleiter, Diplomater und den Vorstand der Schule, namentlich auch an Fräulein Dr. Schlatter, entliess Fräulein Lotmar die Diplomanden ins praktische Leben, in einen der schönsten und erfülltesten Berufe.

Hinschied einer treuen Abonnentin

1951) musste sie die andern drei Söhne, Jacques, Joachim und Peter, hingeben, so dass sie nur noch ihre Tochter, Frau Prof. Tschudi-Tschudi im ersten Grade hinterliess. Sie hatte aber die Kraft, alle diese Schicksalsschläge zu ertragen. Man sah sie fast jeden Sonntag in der Kirche, auch das gehört wohl noch ein wenig zum glarnerischen Herkommen: man hält zur Kirche, ohne in frommes Getue zu verfallen. Viel Freude durfte sie an ihren Enkeln erleben, von denen zwei im Reich der Kunst und Wissenschaft einen Namen haben. Treu alten, bewährten Grundsätzen, hatte sie doch stets volles Verständnis für die Jungen und blieb mit ihnen jung. So trauert an ihrem Grab eine grosse Familie, aber auch die Gemeinde nimmt lebhaften Anteil, und wer an ihrem schönen Haus mit dem gepflegten Garten, mitten im Dorf, vorbeigehet, wird sich stets mit Ehrfurcht an Frau Oberst Tschudi erinnern, die ihr langes Leben reich erfüllte. t.

Im Rahmen des Weltflüchtlingsjahrs

In Zürich hat sich unter dem Präsidium von Stadtpräsident Dr. Emil Landolt ein Komitee gebildet, das sich zum Ziele setzt, einer Anzahl von Flüchtlingen, die in einem der Lager um Linz in Oesterreich übrig geblieben sind, zu dauernden Wohnstätten zu verhelfen. Es geht dabei um rund 50 Familien (300 Personen), für deren Unterbringung rund 400 000 Franken benötigt werden. Diese Mittel sollen durch eine Sammlung bei Industrie und Wirtschaft von Zürich und Umgebung sowie durch mannigfache kulturelle und volkstümliche Veranstaltungen zusammengetragen werden. Man hofft, bis Ende Juni zu einem erfolgreichen Abschluss der Aktion zu gelangen, hofft auch auf das Verständnis und die Mitwirkung der Bevölkerung.

Blick vom Turm

Mitglieder des Lions-Clubs Zürich haben sich eine Aktion ausgedacht und zu diesem Zweck die Presse zu einer Orientierung eingeladen. Von nun an soll jährlich ein «Preis des Guten» ausgerichtet werden, der, in Zahlen ausgedrückt, 5000 Franken betragen wird. So wie das «Schweizerische Frauenblatt» versucht, in der Rubrik «Blick vom Turm» unsere Aufmerksamkeit auf das Positive im Alltag zu lenken, möchte der Lions-Club Zürich «die menschlich gute Tat» auszeichnen. (Zur Orientierung unserer Leserschaft sei mitgeteilt, dass der Lions-Club am 8. Oktober 1917 durch die Initiative von Melvin Jones in Chicago gegründet wurde, in der ganzen Welt 640 000 Mitglieder zählt, in der Schweiz 50 Clubs mit 1300 Mitgliedern besitzt, wobei jener von Zürich der drittälteste unseres Landes ist und im Jahre 1948 ins Leben gerufen wurde. Die Zielsetzung dieser Gemeinschaft, die sich aus Vertretern verschiedener Berufstätigkeiten zusammensetzt, wobei in Artikel 6 der Statuten vermerkt ist «Von jeder Berufstätigkeit kann nur ein Vertreter die aktive Clubmitgliedschaft erwerben» besitzt grosse Ähnlichkeit mit jener des Rotary-Clubs.)

An der erwähnten Pressekonferenz, an welcher Dr. Heinrich Kilcherr über die von ihm entwickelte Idee referierte, fielen einige kritische

Am 1. Januar ist die Eidgenössische Invalidenversicherung in Kraft getreten. Sie zählt für die Durchführung ausdrücklich auf die Mithilfe und Ergänzung durch die private Gebrechlichenhilfe. Darum ist die Osterspense Pro Infirmis 1980 so notwendig als je.



Voten. Als erster Sprecher äusserte sich Stadtpräsident Dr. Emil Landolt zum Gedanken und zum geplanten Werk. Er gab der Hoffnung Ausdruck, dass dessen Durchführung so gelingen möge, wie sie beabsichtigt sei, so dass an eine Wiederholung der Aktion herangegangen werden könne. Da das Gute, das getan werde, im Stillen geschehe, sei es schwierig, Kenntnis von guten Taten zu erhalten. Alsdann dürfte es nicht leicht sein, dieses Gute derart zu analysieren, dass es wertmässig eingeschätzt werden könne. Man müsse sich ferner auch davor hüten, jenen die Preise zuzusprechen (neben dem ersten Preis sind weitere zehn Auszeichnungen im Betrage von je 100 Franken vorgesehen), die sich aus reiner Publizitätshascherei zu einer guten Tat entschlossen. Von Lions-Club-Seite aus wurde daraufhin entgegnet, dass von einer guten Tat stets ein Lichtstrahl ausgehe, und dass jener die Jury gewiss zu ihren richtigen Entscheidungen führen werde.

Der Schriftsteller Arnold Kübler stellte die mehr rhetorische Frage, ob der Begriff einer «guten Tat» überhaupt definiert werden könne. Trotz dieser Bedenken unterstützte er diese Idee, die in irgendeiner Weise dem Guten zum Durchbruch verhelfen möchte, aber mit Nachdruck: Die Initiatoren sollen sich weder durch eventuelle Fehlschüsse noch ablehnende Kritiken von ihrem Vorhaben abhalten lassen, könne doch das Gute nicht genug propagiert werden.

Zu all diesen Äusserungen sei auch uns selbst eine Anmerkung erlaubt. Dass die Idee, einen «Preis des Guten» zu stiften, Anerkennung verdient, steht wohl ausser Diskussion. Die Frage bleibt aber gewiss wie sich ein solcher «Preis» auswirken soll. Geld wird gewiss in den wenigsten Fällen das Richtige sein. — Wir haben an dieser Stelle einmal eine blinde Telefonistin berichtet, die sich uneigennützig um ihre blinden Berufskollegen bemüht. Angenommen, man würde dieser Blinden den ersten Preis zuerkennen, wäre ihr dann mit 5000 Franken geholfen? Keineswegs! Ihr würde es genügen, wenn sich jemand bereit erklären könnte, ihr ab und zu die an sie gerichteten Briefe oder etwelche Zeitungen vorzulesen. Dazu braucht es kein Geld — nur den guten Willen hilfsbereiter Menschen. S.

Botschaft des Bundespräsidenten zur Schweizer Mustermesse 1980

In Kürze öffnet die Schweizer Mustermesse ihre Tore. Einmal mehr dürfen wir in ihr eine Veranstaltung erblicken, die durch ihre Eigenart und Gestaltung von unserem Lande Zeugnis ablegt und zugleich international ausgerichtet ist. Die beachtliche Gesamtschau, die diese Ausstellung Jahr für Jahr bietet, ermöglicht es uns, erneut Entwicklung und Leistungsfähigkeit unserer industriellen Produktion zu erkennen. Das Interesse, das unsere Wirtschaft den Ausenmärkten entgegenbringt, tritt diese Jahr durch eine vermehrte Beteiligung der Exportindustrie besonders hervor.

Angesichts der Bedeutung, die der Ausfuhr für unsere Industrie zukommt, müssen wir heute den Bestrebungen zur wirtschaftlichen Integration Europas besondere Aufmerksamkeit schenken. Die Veränderungen, die diese Entwicklung herbeiführen kann, werden die Industrie vor vielfältige Probleme stellen. Ich bin überzeugt, dass unsere Privatwirtschaft dank ihrer Dynamik und Anpassungsfähigkeit neuen Situationen gewachsen sein wird und der Zukunft vertrauensvoll entgegenblicken kann.

Ich gebe dem Wunsche Ausdruck, dass die Mustermesse 1980 erneut von der Lebenskraft unserer Wirtschaft bereitetes Zeugnis ablege und dass ihr der ihr gebührende Erfolg zuteil werde.

Max Petitpierre, Bundespräsident

Das Gütezeichen des Schweizerischen Instituts für Hauswirtschaft in Zürich erhielten:

Citronessig	Citrovin-Mayonnaise
Citrovin	Mayonnaise
Citronessaft	
Lemosana	

Handschuhordner usw.

KADY
BOUQUET

KADY Gesellschaftsschule
Ecole de Savor-vivre
Kursbeginn, 22. April, 23. Aug., 23. Sept., 25. Okt.
für Damen, Herren und Ehepaare

Köchinnen, stundenweise

KADY
SERVICES

Neue Adresse: Pfalzgasse 6 Tel. 23 37 87
Fortsetzung Strehlgasse-Lindenhof Zürich 1

